

Präsidentenwahl in Österreich: Der konservative Diplomat Thomas Klestil

hatte keine Chance und nutzte sie

Sieger gegen die Parteien

Von Werner A. Perger

Er ist ein Sieger wie aus dem Kino. Die Geschichte seines Erfolgs ist ein Drehbuch zum Film: Thomas Klestil, der Kandidat. Als Diplomat erfolgreich, als Politiker ein unbeschriebenes Blatt, als Person aber gesegnet mit einem ausgeprägten Talent zur Kommunikation, ging er Ende vergangenen Jahres ins Rennen um die österreichische Präsidentschaft, die im Donau-Alpen-Land vom Volk entschieden wird. Ein ehrgeiziger Niemand.

Klestils Rolle im Film hatte vor zwei Jahrzehnten Robert Redford gespielt: den chancenlosen Nobody, den hartgekochte Medienzyniker zum Wahlsieg coachen (das Wort ist auch bei den Wienern inzwischen heimisch). Der Kandidat Klestil hatte im wirklichen Leben ebenfalls keine Chance. Aber er nützte sie. Am vergangenen Sonntag erzielte der 59 Jahre alte Außenseiter gegen einen prominenten sozialdemokratischen Minister mit 56,8 Prozent den größten Stichwahl-Erfolg der österreichischen Nachkriegsgeschichte.

Die Analogie zur Hollywood-Fiktion kommt nicht von ungefähr: Auch in Österreich waren zunächst Kommunikationsprofis ans Werk gegangen, ein ehemaliger IBM-Manager und ein Marktforscher. Zuerst testeten sie die Erwartungen der Österreicher an das Amt des Bundespräsidenten. Das Ergebnis war wissenschaftlich fundiert: Der Wunsch nach Überparteilichkeit des Staatsoberhauptes, weltweitem Respekt, internationaler Erfahrung und nach dem Mut zu einem gelegentlichen Machtwort gegenüber den Parteien.

Da hatten sie in Klestil den richtigen Mann. Wenn Parteienverdrossenheit, Politikmüdigkeit und Proteststimmung die Stichworte der Zeit sind, kommt ein Mensch, der mit dem politischen Milieu, dessen Privilegien und dem Selbstbedienungssystem nichts zu tun hat, wie gerufen. „Er war ein Glücksfall“, sagt Gerhard Feltl, einer der Planer der Kampagne. Aus der Not wurde plötzlich Tugend. Klestils Unbekanntheit, ein klassisches Handikap, wandelte sich zu Klestils Unbescholtenheit, einem postmodernen Vorteil. Den galt es zu nutzen.

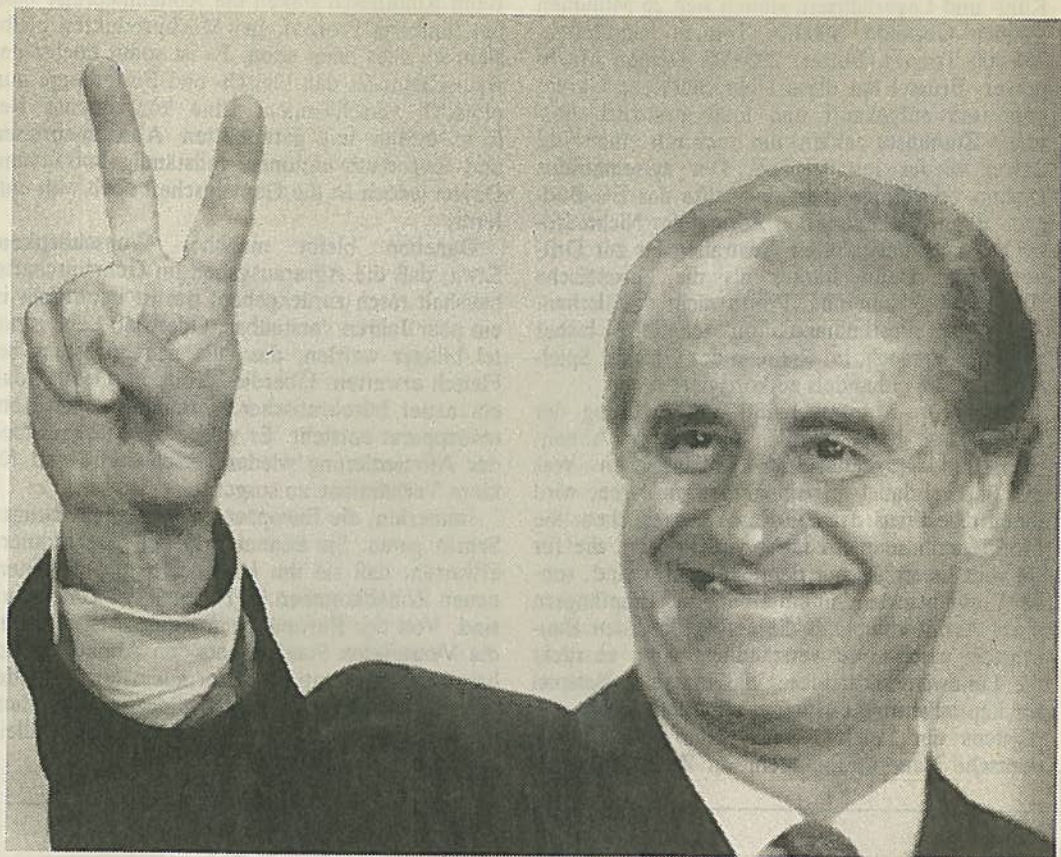
So entstand nach umfangreichen Vorarbeiten Thomas Klestils ungewöhnliche und zugleich „perfekt inszenierte Präsidentschaftskampagne“ (Profil) gegen die Parteien. Der Kandidat sollte als neuer Hoffnungsträger auftreten, als Unbestechlicher, der die Parteien Mores lehren würde. Die nämlich, so die Botschaft des Kandidaten als Echo auf die erforschte Volksmeinung, hätten schon viel zuviel Macht. Und „Macht braucht Kontrolle“ sollte denn auch Klestils Slogan für die zweite Werbewelle zur Stichwahl lauten.

Das Klestil-Design: der Präsident als Gegenmacht zu den Parteien, als Interessensvertreter des Volkes gegenüber „den Politikern“. Die Mi-

schung war exotisch. Ein kräftiger Schuß Populismus, Marke Haider, de Luxe, versteht sich, im Nadelstreifen und nicht im Janker. Eine Spur Ross Perot (an den amerikanischen Antiparteienkandidaten fühlten sich in Wien dieser Tage viele erinnert). Auch ein bißchen grün-alternative Systemkritik. Vor allem aber eine Menge, darauf würde Klestil selbst Wert legen, von Václav Havel und Richard von Weizsäcker. Beide nennt Klestil gelegentlich als seine Vorbilder. In seinem Werbematerial fand sich denn auch ein Weizsäcker-Zitat: „Die Parteien haben sich den Staat zur Beute gemacht.“

Zynismus ist auch dabei, nicht zu knapp. Klestil, der Antiparteienmann, ist gleichwohl ein *Mann der Parteien* wie kaum ein Kandidat vor ihm. Schon im letzten Herbst war er als gemeinsamer Kandidat von ÖVP und SPÖ im Gespräch. Erst Haiders Wiener Wahlerfolg im Herbst 1991, wobei die SPÖ nur knapp die Mehrheit behauptet hatte und die FPÖ zweitstärkste Partei geworden war, hatte diese Operation verhindert. Nun galt es für die Volksparteien selbst jeweils Flagge zu zeigen. Glücklicherweise, sagen heute alle. Klestil drückte es im Gespräch schon vor der Wahl so aus: „Es war in dieser Situation demokratiepolitisch richtig, daß beide Parteien Kandidaten aufgestellt haben.“

Im Wahlkampf hat Klestil sich dazu bekannt, vom einstigen SPÖ-Kanzler Bruno Kreisky seinerzeit stark gefördert worden zu sein („Kreisky hat mich nach Amerika geschickt“). Aber auch der eigenen Partei verdankt er einiges. Immerhin war er als junger Diplomat von 1966 bis 1969 Sekretär des bisher letzten ÖVP-Kanzlers Josef Klaus. Der hatte den talentierten Parteifreund und Cartellbruder aus Washington nach Wien zurückgeholt. Klestil ging danach als Generalkonsul nach Los Angeles, wo er in kurzer Zeit eine freundschaftliche Beziehung zum *governor* und dessen Frau, den Reagans, aufbaute. Das half später abermals. Als der große *communicator* Amerikas Präsident wurde, versetzte Kreisky seinen kleinen Kommunikator aus New York, wo Klestil inzwischen Uno-Botschafter war, nach Washington. Die ÖVP und ihr Außenminister Mock holten ihn dann 1987 wieder nach Wien. Als ihren Mann betrachtete ihn die ÖVP denn auch, als sie ihn Ende November zum Kandidaten machte. Klestil, der ursprünglich lieber Außenminister geworden wäre, hatte sich angesichts der Verlegenheit seiner Partei um einen Kandidaten für die Wald-



Aufnahme: Reuter

Der neue Präsident Thomas Klestil — ein Glücksfall für Österreich?

heim-Nachfolge schließlich selbst ins Gespräch gebracht. Der Mann hatte also immer ein Ziel vor Augen. Daß er nach oben wollte, konnte man ihm während des Wahlkampfes ansehen. „Basic Instinct“, schrieb das Magazin *Profil* über seinen Wahlaufmacher. Ein Kontrastprogramm zum Gegner: Der Sozialdemokrat Rudolph Streicher, 53, wäre lieber Verkehrsminister geblieben. So gewinnt man keine Wahl.

Vermutlich hätte Klestil es aber nicht geschafft, wäre die leidgeprüfte ÖVP nicht über den eigenen Schatten gesprungen. Wider Erwarten stimmte sie auf Rat ihres Vorsitzenden Erhard Busek dem waghalsigen Antiparteienkonzept der Klestil-Designer zu. Sie brauchte einen Wahlerfolg. So setzte sie alles auf diese eine Karte, zahlte die Kosten der Kampagne und zog sich aus der Umgebung des Kandidaten zurück: Nur keine Nähe zeigen. Manche Funktionäre knurrten, andere drohten, der Platz für den Sündenbock war schon reserviert, bevor das erste Plakat klebte. Der Rest war die Sache des Kandidaten und seiner Kampagne.

Das hat ja dann geklappt. Klestil bekam ein Ergebnis, von dem die ÖVP als Partei nur träumen kann. Rühmen darf sie sich dessen allerdings nicht, nur bescheiden sich mit ihm freuen. „Das ist der Erfolg des Thomas Klestil“, predigte Busek ein ums andere Mal, als wolle er vor Übermut warnen. Zwischendurch sagte er auch: „Wenn man mit Distanz zu den Parteien Wahlen gewinnt, muß das den Parteien zu denken geben.“ Wohl wahr.

An diesem Abend der Siegesfeier knallen die Korken allerdings nicht fernab der Parteizentralen, sondern mitten im holzgetäfelten Büro des ÖVP-Vorsitzenden. Klestil, der Wahlsieger, sitzt umgeben von der Familie, von Helfern und einer Helferin im Ledersofa, stolz, daß Helmut Kohl als erster Ausländer angerufen und gratuliert hat. Viel Grund zur Freude hat der Bonner ja sonst nicht.

Draußen auf der Kärntner-Straße, zwischen dem Parteipalais und der Staatsoper, jubeln und tanzen Klestils junge Leute. Noch ist von seinen Verheißungen einer politischen Strukturreform, von Veränderungen des Parteienstaats nicht die Rede. Das hat Zeit. An die Versprechen des Wahlkämpfers wird erinnert werden.

Aus den Fenstern der Chefetage blicken die Funktionäre staunend hinunter auf das Treiben. Der Wahlsieger zieht im Pulk von Freunden, Verwandten und Fans hinter einer Trachtenkapelle davon. Vom Balkon der Parteizentrale folgt ihm der Kegel eines mächtigen Scheinwerfers. Klestil winkt und winkt. Das Licht bleibt auf ihm. Es ist wie im Burgtheater. Die Szene könnte von Thomas Bernhard sein. Die Blasmusik verklingt.

Oben, am Fenster, sagt einer: „Das haben wir lange nicht mehr erlebt.“ Ein anderer antwortet: „Das werden wir lange nicht mehr erleben.“

Die Zeit, 29. Mai 1992